

Praxisbericht

Praktikum in „Kusikuna“ - Escuela Montessori Eco-Activa de Cochabamba

Motivation für ein Praktikum in Bolivien

Schon zu Beginn des Studiums hatte ich die Idee, mein Praktikum in einem Lateinamerikanischen Land zu absolvieren. Zum Einen war das meiner Neugier und Reiselust und dem Interesse an der spanischen Sprache geschuldet, zum Anderen wollte ich erfahren, ob es als *weiße* Europäerin möglich ist, in einem von Kolonialismus betroffenen Land zu arbeiten und unabhängig von meiner strukturellen Privilegiertheit Begegnungen zu haben. Die Wahl fiel schließlich auf Bolivien und Cochabamba, weil es sich hier um das Heimatland und die Heimatstadt des Vaters meiner Nichte handelt. Gemeinsam haben wir ihn besucht und meine Nichte und Schwester haben sich nach drei Wochen wieder verabschiedet.

Bolivien interessierte mich aber auch, weil es mit Evo Morales seit 2006 den ersten indigenen Präsidenten Südamerikas hat und in Reiseführern immer wieder als besonders „unberührt“ und überwiegend indigen beschrieben wird. Ich wollte wissen was das bedeutet und wie es sich anfühlt, nicht mehr der Norm anzugehören und damit die internalisierte Annahme *weiß* sein entspräche der Norm, etwas mehr abzubauen. Außerdem war ich gespannt darauf, Feminismus in Südamerika kennenzulernen und mein feministisches Verständnis dadurch erweitern zu dürfen.

Kusikuna und meine Motivation dort ein Praktikum zu machen

Die Schule Kusikuna lernte ich über eine Freundin kennen, die vor Jahren dort ein Praktikum gemacht hat. Gemessen an der Sprachbarriere und Entfernung während der Praktikumsorganisation war es erstaunlich einfach den Praktikumsplatz zu erhalten. Das war einer der Hauptgründe warum ich mich für Kusikuna entschied – andere Einrichtungen antworteten lange nicht oder erteilten direkt Absagen. Kusikuna interessierte mich, da es sich um eine alternative Schule handelt die im rigiden bolivianischen Schulsystem eine Sonderstellung einnimmt, weil Leistung nicht das maximale Ziel ist, sondern viel Wert auf den Lernprozess gelegt wird. Dieses an die Montessori-Philosophie angelehnte Konzept fand ich spannend, da es darauf basiert, dass Kindern und Jugendlichen anerkannt wird, dass sie in der Lage sind selbst zu entscheiden, was sie lernen wollen und wie sie lernen wollen. Dieser Ansatz interessierte mich auf einer professionellen, pädagogischen Ebene, da ich in der offenen Jugendarbeit tätig bin und dabei immer wieder vor der Frage stehe: Wie viel Motivation ist gut und ab welchem Punkt liegt es an den Jugendlichen zu

entscheiden, sich auf ein Angebot einzulassen (oder nicht)? Persönlich fand ich es spannend eine Montessori-Schule kennenzulernen, weil ich selbst Waldorfschülerin war und es sich hier auch um eine alternative, private Schulform handelt, Kreativität aber nicht in erster Linie durch Angebotsvielfalt und die Möglichkeit selbst zu wählen, gefördert wird. Ich war gespannt zu sehen, was Kinder und Jugendliche aus der Chance machen, aus einem Pool an Lernmöglichkeiten schöpfen zu können.

Und natürlich war ich neugierig darauf, wie die Lehrpersonen diese Angebote stellen würden! Ich kündigte an, dass ich einen Theaterworkshop anbieten könne und für künstlerische Arbeiten zur Verfügung stünde. Außerdem erwähnte ich in meiner Bewerbung, dass ich Erfahrung in der Arbeit mit Behinderten habe. Kusikuna ist eine integrative Schule und bemüht sich Schüler*innen mit verschiedenen Lernhorizonten Raum zu geben. Außerdem las ich aus Beschreibungen der Schule heraus, dass Kusikuna offen sei für Kinder aus Bauernfamilien und versuche Kompromisse zu finden für Kinder die weit außerhalb der Stadt wohnen und nicht täglich den Weg nach Cochabamba auf sich nehmen können und/oder für die Arbeit in den Familien nicht täglich entbehrlich sind. So wurde ein Konzept entwickelt, nach dem Kinder aus entsprechenden Familien nur dreimal die Woche zum Unterricht kommen müssen. Dies fand ich sehr ansprechend, da mit dieser Lösung versucht wird, Kinder die im normalen Schulsystem keinen Platz finden, die Möglichkeit zu geben, Bildung außerhalb der Herkunftsfamilie/des Herkunftsdorfes zu erfahren. Leider stellte sich bei meiner Ankunft heraus, dass es momentan keine Kinder an der Schule gibt die diesem Konzept entsprechen. In den fünf Monaten die ich in Kusikuna verbrachte sprachen drei von ca. 150 Kindern als erste Sprache Quechua (eine der zahlreichen indigenen Sprachen Boliviens und in Cochabamba vor Aymara am weitesten verbreitet).

Kusikuna legt großen Wert auf Gemeinschaftssinn, es gibt Rituale welche die Schulgemeinschaft stärken sollen, in den einzelnen Klassenstufen werden Entscheidungen im Plenum gefällt, größere Schüler*innen sind dazu angehalten Patenschaften für kleinere Schüler*innen zu übernehmen und das Gelände wird gemeinsam bewirtschaftet. Kusikuna befindet sich auf einem Gelände außerhalb der Stadt Cochabamba und besteht aus verschiedenen, von Hand errichteten Gebäuden die teilweise zum Spielen einladen, teilweise zu Lernen einladen und teilweise zu renovieren einladen. Kusikuna besteht seit rund 16 Jahren und hat in dieser Zeit viermal das Gelände gewechselt. Gegründet wurde Kusikuna von Rafael Puente, Bolivianer und immer noch Rektor der Schule. Von Anfang an dabei war Hannelore Pellhammer, Deutsche und in Kusikuna für verschiedene Bereiche zuständig. Kusikuna ist ein Wort das aus dem Quechua übernommen wurde und bedeutet so viel wie „wir freuen uns“. Die fünf verschiedenen Klassenstufen (in den Kinder bzw. Jugendliche mit einer Altersdifferenz von drei bis vier Jahren unterrichtet werden) haben auch Quechua-Namen und somit

sind zumindest einige Worte der in dieser Gegend einst ausnahmslos gesprochenen Sprache sehr präsent. Einen Großteil der genannten Informationen erhielt ich erst vor Ort, aber das kann ich im Rückblick verstehen, denn alle Lehrkräfte sind zu genüge mit der selbstverwalteten Schule beschäftigt und haben in vielen Fällen noch einen zweiten und dritten Job um überleben zu können.

Meine Aufgaben

Wie schon erwähnt, hatte ich in meiner Bewerbung für Kusikuna angekündigt, einen Theaterworkshop anzubieten und gesagt, dass ich Erfahrung in der Arbeit mit Behinderten habe. Zufällig habe ich mein Praktikum begonnen, als Schulferien waren. Die Lehrer*innen trafen sich aber trotzdem schon zwei Wochen vorher um sich vorzubereiten. Am Tag meiner Ankunft war „Reunion“, also Konferenz und ich habe sechs Stunden konzentriert zugehört und versucht zu verstehen. Von pädagogischen Konzepten um Mathe zu vermitteln, über das Schulfest zum Schulbeginn bis zu Renovierungsarbeiten wurde alles besprochen. Leider fand die Einarbeitung neuer Praktikant*innen keinen Raum. Eine „Reunion“ findet in Kusikuna einmal wöchentlich statt und geht im Schnitt fünf Stunden. Hier werden alle wichtigen Vorkommnisse der vergangenen Woche und der kommenden Woche besprochen, es wird reflektiert, geplant, kritisiert und neu definiert. Der Charakter dieser Zusammenkünfte unter Lehrer*innen war für mich in meiner ganzen Zeit in Kusikuna von widerstreitenden Gefühlen und Meinungen geprägt. Zum einen fand ich es gut, dass so viel im Plenum entschieden wurde, dass Schüler*innen einzeln besprochen wurden, dass Dynamiken zwischen Kolleginnen thematisiert wurden und vieles mehr. Zum Anderen fand ich die Form der Besprechungen oft sehr langwierig und anstrengend, es dauerte Wochen bis das Protokollschreiben wieder aufgenommen wurde und nach längerer Zeit beschlich mich der Verdacht, dass manche Themen auch bewusst ausgeklammert wurden. Für die Praktikant*innen gab es keinen vorgesehenen Rahmen um Belange anzusprechen/Unterstützung zu erhalten. In den folgenden zwei Wochen wurde viel renoviert, geschleppt, geputzt und geplant. Ich war neugierig auf die kommende Zeit und gespannt die Schüler*innen kennenzulernen. Gleichzeitig war ich sehr unsicher bezüglich der Sprache und wusste nicht genau wie ich die Herausforderung der Theaterstunden ohne solide Sprachkenntnisse meistern sollte. Also bereitete ich meine Theaterkurse minutiös vor und versuchte alles genau zu planen. Der Schulbetrieb begann mit der montäglichen Morgenrunde bei der sich die gesamte Schulgemeinschaft auf dem Sportplatz der Schule versammelt, im Kreis steht und sich an den Händen fasst. Alle dürfen Grüße in verschiedenen Sprachen einwerfen und der Rest des Kreises wiederholt den Gruß. Dann übernimmt eine Lehrperson das Begrüßungsritual für die bevorstehende Woche und schließlich sind alle

aufgefordert etwaige Neuigkeiten einzubringen. Diesen Moment fand ich immer wieder spannend, weil hier einzelne Schüler*innen viel Gemeinschaftssinn bewiesen, indem sie auf wichtige Vorkommnisse/Veränderungen die alle betrafen hinwiesen. Spätestens in dieser ersten Begrüßungsrunde wurde mir klar, dass gut ein Drittel der Schüler*innen Eltern mit europäischem Migrationshintergrund hatte. Ich stand zwischen den Schüler*innen der Mittelstufe und sollte hier für Aufmerksamkeit sorgen. Es stellte sich heraus, dass dies bald eine meiner Hauptaufgaben werden würde.

Zuerst begann ich jedoch mit den Theaterkursen. In der Mittelstufe bat mich der Lehrer einen Kurs anzubieten der auf Gruppendynamik und Gemeinschaftssinn fokussiert ist. Dies fiel mir im Vergleich zu dem Kurs den ich in der Oberstufe anleitete leicht. Mit den Jugendlichen war ich sehr überfordert. Mit wenig erprobten Sprachkenntnissen stand ich plötzlich vor einem Kurs von 25 Jugendlichen und sollte alleine unterrichten. In meiner Vorbereitung für die Kurse griff ich auf eigene Erfahrungen aus dem Theaterspielen zurück und las Übungen in verschiedenen Büchern nach. Ich versuchte eine Mischung aus Raumwahrnehmung und kommunikativen Sequenzen zu erstellen. Schnell wurde mir klar, dass Theater mit Jugendlichen nur angeleitet werden kann, wenn ich selbst am Spiel begeistert bin und wenn die Jugendlichen wirklich spielen wollen. Leider hatte sich ergeben, dass die Oberstufe für diese Nachmittagsstunden in denen der Theaterkurs stattfand, keine Wahlmöglichkeit hatte und somit fast alle in meinem Kurs landeten. Theater - für viele war das eine große Bühne um Quatsch zu machen. Also hörte ich mich um und traf schließlich eine Schülermutter die Erfahrung im Bereich Theater hatte. Wir begannen den Kurs gemeinsam zu leiten und es wurde besser. Nie werde ich vergessen, wie stolz es mich gemacht hat, wenn Schüler*innen aus einer Übung heraus etwas entwickelt haben und plötzlich im Stande waren zu improvisieren und sich zu zeigen. Die gegenseitige Anerkennung die sie sich dafür gaben, war rührend. Gleichzeitig war ich in meinem Theaterkurs damit beschäftigt mit einer Mobbing-Situation umzugehen und fand es sehr aufschlussreich zu sehen, wie wenig mir all meine Theorie in der Praxis half, mit der Situation umzugehen. Die von Mobbing betroffene Person war im klassischen Sinne von intersektionaler Diskriminierung ausgesetzt: Sie war eine Quechua, weiblich sozialisiert und etwas dicker. Alle drei Faktoren nahmen vor allem zwei wortführende Jugendliche zum Anlass, sie immer wieder vor der gesamten Klasse bloßzustellen. Diana (die Schülermutter mit der ich nun den Theaterkurs gemeinsam gestaltete) und ich entschieden uns das Thema neutral in einer Runde anzusprechen und die Jugendlichen zu fragen in was für einem Klima sie gerne zur Schule gehen würden/wie sie sich begegnen wollten und was für Verhaltensweisen sie nicht wollten. Dabei wurde klar, dass fast alle die sich äußerten, einen möglichst diskriminierungsarmen Raum gestalten wollten um gemeinsam etwas entwickeln zu können. Dies legten wir also als grundlegende Regel

für den Kurs fest. Danach nahmen die Mobbing-Situationen ab, ließen sich aber nicht ganz aus der Welt schaffen. Dies war einer der Punkte, an denen ich mir professionellen Rat gewünscht hätte und merkte, dass mir Praxiserfahrung fehlt um adäquat mit der Situation umgehen zu können. Trotzdem glaube ich, dass sich durch unsere Interventionen etwas in der Gruppe bewegte und Schüler*innen versuchten aufmerksamer miteinander zu sein. Ziel des Theaterkurses war, ein Stück zu erarbeiten, dass sich dem Wasserkrieg von Cochabamba widmet. Dabei waren die Schüler*innen aufgefordert in ihren Familien zu forschen und Geschichten aus dieser Zeit zusammen zu tragen. Die Idee war schön, die Umsetzung gelang nur unzureichend. Zwar gelang es immer wieder kleine Sequenzen szenisch nachzustellen, aber es entwickelte sich einfach kein Stück. Ich war überfordert mit dem Anspruch pädagogisch zu arbeiten, sehr viel Verantwortung zu haben (an den Nachmittagen des Theaterkurses waren meist keine Lehrer*innen anwesend und die Praktikant*innen waren für die gesamte Schüler*innenschaft verantwortlich) und gleichzeitig ein Stück mit künstlerischem Anspruch zu entwickeln. Auch im Rückblick fällt es mir schwer, das Nichtzustandekommen einer Präsentation nicht als persönliches Scheitern zu sehen.

Gleichzeitig leitete ich den anderen Kurs in der Mittelstufe und war auch hier mit viel Vorbereitung beschäftigt. Aber die Kinder nahmen die meisten Angebote an und auch vom Klassenlehrer bekam ich positive Rückmeldung. In dieser Klasse befanden sich zwei Kinder mit undefinierter Lernschwierigkeit, eines davon sprach nicht mit den anderen Kindern und mied Kontakt. Ich legte meinen Fokus auf Vertrauensübungen, Spiel und Gruppendynamik. Die Ergebnisse waren oft schön und berührend. Hier war herausfordern, dass sich die aktiveren und dominanteren Kinder teilweise zurückgesetzt fühlten und sich darüber beschwerten. Ich gab mir alle Mühe die Schere zwischen den verschiedenen Ansprüchen nicht zu weit aufklaffen zu lassen und wurde nie allen gleichzeitig gerecht. Trotzdem war in der gesamten Gruppe ein schöner Prozess zu beobachten.

Außerdem hatte ich in der Unterstufe verschiedene Bezugskinder mit Behinderungen mit denen ich individuellen Unterricht gestaltete und versuchte ihnen außerhalb des Klassenkontextes die Möglichkeit zu bieten Schreiben und Lesen zu lernen.

Im Kindergarten macht ich eine mal in der Woche ein Bastelangebot - definitiv die einfachsten Stunden für mich in Kusikuna.

Reflexion

Im Rückblick wird mir noch einmal klar, dass ich in der Schule zu viele Aufgaben übernommen habe und es mir u.a. deswegen unmöglich wurde allen Aufgaben gerecht zu werden. Auch fehlte mir eine wirklich Anleitung und Anlaufstelle um Probleme zu besprechen. Aber schon in meiner Zeit in Kusikuna erkannte ich, dass ein Praktikum im Ausland nicht die selben Anforderungen an

mich stellt wie ein Praktikum in Deutschland das getan hätte. In Kusikuna war und ist jede helfende Hand willkommen, da es massiv an Geld und Personal mangelt. Europäische Praktikant*innen und Freiwillige werden dort eingesetzt wo Lücken entstehen. Das entspricht nicht unbedingt den Voraussetzungen die diese mitbringen. Trotzdem habe ich auf verschiedenen Ebenen sehr viel gelernt und bin dankbar für die gemachten Erfahrungen. Mir wurde klar, dass ich in einem professionellen Rahmen die Rolle der *weißen* Europäerin nicht ablegen kann und dies auch nicht künstlich versuchen sollte, weil damit eine Verschleierung von Differenzen und Privilegien einherginge. Vor Allem in Einzelgesprächen mit Oberstufenschülern über Politik und Wirtschaft von Bolivien/Deutschland lernte ich, meine Rolle in dem Dilemma der „helfenden“ Europäerin zu erkennen. Lösen konnte ich es nicht und ich denke auch nicht, dass das Ziel sein kann.

Für mich war es in der Zeit an der Schule sehr schwer zu erfahren, dass verschiedene Schüler*innen in ihren Herkunftsfamilien physische und/oder sexuelle Gewalt erfahren und dies ein offenes Geheimnis unter Kollegen blieb. Als ich versuchte dies zu thematisieren, wurde mir mit entschiedener Klarheit gesagt, dass dies nicht Aufgabe der Schule sein könne, zumal eine Konfrontation mit den Eltern lediglich dazu führen würde, dass die Kinder von der Schule genommen würden und somit auch diesen gewaltfreien Raum verlieren würden. In der Praktikumszeit fiel es mir sehr schwer mit diesem scheinbaren Widerspruch umzugehen. Rückblicken denke ich, dass meine absolute Haltung gegen Gewalt und meine Ansätze zu Intervention und Prävention sehr geprägt sind von einer Gesellschaft in der physische/sexuelle Gewalt im öffentlichen Diskurs weitgehend geächtet ist und es auf gesetzlicher Ebene viele etablierte Maßnahmen gibt um gegen diese vorzugehen. Rückblickend finde ich bemerkenswert, dass mir diese Tatsache der unterschiedlichen Voraussetzungen um Gewalt begegnen zu können nicht bewusst war, als ich ihr in Bolivien gegenüber stand. Erst mit Abstand kann ich meine Rolle im Gesamtgefüge besser verstehen.

Auf meine anfängliche Frage gegenüber dem Montessori-Konzept fand ich keine abschließende Antwort, weil das Konzept aus meinem Blickwinkel in Kusikuna stark davon beeinflusst ist, dass nicht genug Geld vorhanden ist um Lehrkräfte einzustellen. So kann es passieren, dass die Schüler*innen z.B. in einem Theaterkurs landen, der von einer Person angeleitet wird, die eigentlich Unterstützung bräuchte. Aber es kommen auch viele sehr talentierte Menschen nach Kusikuna, die der Schulgemeinschaft dienlich sind.

Immer wieder beeindruckend fand ich die Motivation vieler Schüler*innen Kusikuna zu einem Ort des gemeinsamen Lernens und Erfahrens zu machen. In der Haltung vieler Kinder und Jugendlicher habe ich Charakter, Willenskraft und Solidarität gesehen. Das war sehr inspirierend.